

Wer organisiert das Quartier? - Integrierte Stadt(teil)entwicklung, Sozialraumorientierung und Gemeinwesenarbeit

Ich bin gebeten worden verschiedene Raumbezüge herauszuarbeiten, mit denen wir es im Alltag von Sozialraumorientierung und Quartiersentwicklung zu tun haben. Dazu werde ich drei verschiedene fachliche Strömungen, drei verschiedene Traditionen, in den Blick nehmen, die sich heute mehr oder weniger stark miteinander vermengen:

- Gemeinwesenarbeit (GWA)
- Integrierte Stadt(teil)entwicklung
- Fachkonzept Sozialraumorientierung

Ich will hier diese drei Zugänge zu raumbezogenem Handeln, die sich im praktischen Handeln vielfältig überlappen, stark unterscheiden, bewusst weit auseinanderziehen. Nicht als akademische Fingerübung, sondern mit der Absicht, aus dieser (hoffentlich prägnanten) Differenzierung und Dechiffrierung von drei Raumprogrammatiken Hinweise für aktuelles organisierendes und vernetzendes Handeln im lokalen Nahraum generieren zu können. Im ungünstigen Fall trage ich damit nur die Verwirrung auf höhere Ebenen. Im günstigen Fall erhöht sich damit das wechselseitige Verständnis für die unterschiedlichen Raumbezüge und Anregungen für ihre professionellen Quartierbezüge.

Was ich vorhabe: Ich werde zunächst „die Fahne hochhalten“ für diese drei Nahraumbezüge:

- I. für das lokale Gemeinwesen als wichtige Ebene von demokratischer Beteiligung und kollektivem zivilgesellschaftlichem Engagement
- II. für das Quartier als notwendige Schnittstelle integrierten Handelns
- III. für die Erweiterung der einzelfallbezogenen Arbeit um die sozialräumliche Perspektive („Fall im Feld“),

Zum Schluss will ich unter IV. aber auch warnen vor einer Banalisierung des Raumbezugs. Ich werde dort versuchen in drei Punkten den Quartierbezug, den Nahraumbezug komplexer zu machen oder zu relativieren, wo er droht zu schematisch interpretiert zu werden, denn dann können die Potenziale der nahräumlichen Ansätze sich nicht entfalten

I. Gemeinwesenarbeit

GWA ist wesentlich angelsächsisch geprägt, ihre Wurzeln liegen in der Settlement Bewegung (London), und dem Hull House Chicago. Deswegen ist der eigentliche sozialräumliche Bezugspunkt von GWA aufgehoben im schillernden Begriff „Community“. Seit Ende der 1960er Anfang der 1970er Jahren erweckte der angelsächsische Import Community work als „Gemeinwesenarbeit“ zunehmend das Interesse von Sozialarbeiter*innen in Deutschland. Auslöser war die Suche nach Wegen raus aus einer nachgeordneten, individualisierenden und erzieherischen Absicht Sozialer Arbeit hin zu einer breiteren, auf die Gestaltung von Gesellschaft abzielenden Perspektive.

Ich habe drei Zitate mitgebracht, die diese Suchbewegung der GWA markieren: hin zu einer auch die Ursachen von Armut, Marginalisierung und Diskriminierung erfassenden und adressierenden Fachlichkeit, einer Arbeit an gesellschaftlichen Strukturen:

„GWA setzt weniger an Einzelfällen an, sondern ist charakterisiert durch die Aufgabe der Gestaltung von Verhältnissen – allerdings nicht im herkömmlichen sozial-planerischen Sinn von oben, sondern im gemeinsamen Tun mit Betroffenen und in politischen Interventionen der Professionellen“ (Bitzan 2016, S. 373).

„Der Begriff des Gemeinwesens gewann in dem Moment an sozialpädagogischer Bedeutung, in dem klar wurde, dass eine ausschließliche Betrachtung von ‚sozialpädagogischen‘ Einzelfällen oder

„Klientenengruppen‘ fachlich unzureichend ist, es also methodischer Erweiterungen der sozialpädagogischen Perspektive bedurfte, die die Bedeutung gesellschaftlicher Strukturen für individuelle Ausgrenzungsprozesse reflektierte und versuchte, dort an gesellschaftlichen Strukturen anzusetzen, wo dies sozialpädagogisch möglich ist: im unmittelbaren Umfeld der AdressatInnen, im ‚Gemeinwesen‘“ (Sandermann/Urban-Stahl 2008, S. 13).

„Mit Gemeinwesenarbeit verbindet sich die Hoffnung auf eine systemdehnende Praxis, die weder den individualisierenden Irritationen der Einzelfallhilfe noch den harmonisierenden Hoffnungen der sozialen Gruppenarbeit auf den Leim gehe“ (Müller 1996, S. 233)

Grundsätzlich geht es in der GWA darum die Gestaltungsperspektive Sozialer Arbeit einzulösen. D.h. die Mitgestaltung von Bewohner*innen und lokalen Akteuren zu ermöglichen und zu fördern und auch als Profession selber mitzugestalten (u.a. als Einmischung in stadtpolitisch umkämpfte Themen)

Das anspruchsvolle Ziel von GWA ist „[...] die Verbesserung von materiellen (z.B. Wohnraum, Existenzsicherung), infrastrukturellen (z.B. Verkehrsanbindung, Einkaufsmöglichkeiten, Grünflächen) und immateriellen (z.B. Qualität sozialer Beziehungen, Partizipation, Kultur) Bedingungen unter maßgeblicher Einbeziehung der Betroffenen“ (Stövesand/Stoik 2013, S. 21) Zentrales Anliegen der GWA war und ist es, insbesondere den benachteiligten und vulnerablen Bevölkerungsgruppen eines lokalen Gemeinwesens stärkere Teilhabemöglichkeiten zu eröffnen. Über die kollektive Organisation der Einzelinteressen der Bewohner*innen soll eine machtvollere Teilhabe der Machtlosen an der Gestaltung von lokalen Lebensbedingungen ermöglicht werden. GWA hält als Akteurin das Feld in besonderer Weise offen für die sogenannten „schwachen Interessen“, für die weniger durchsetzungsmächtigen Bevölkerungsgruppen.

GWA stellt die Frage nach der Organisierbarkeit von Interessen, nach der Veränderbarkeit von Lebensbedingungen durch kollektives Handeln. GWA meint die „kollektive Organisation individueller Interessen“ im Sinne eines Kollektiven Empowerments: Verändernde Arbeit an Problemen und äußeren Verhältnissen gemeinsam mit den betroffenen Menschen durch Stärkung gemeinsamer Handlungsfähigkeit.

Raumbezug der GWA: Gemeinwesen als Möglichkeitsraum für kollektives Handeln

GWA findet ganz überwiegend statt mit Bezug auf marginalisierte Nachbarschaften, Elendsquartiere, Brennpunkte, Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf, gelegentlich auch in neu entstehenden Stadtteilen. GWA bezieht sich auf ein lokales Gemeinwesen, weil dieses Möglichkeitsraum ist für gemeinsames Handeln, für gemeinsames Mitgestalten nicht nur aber insbesondere marginalisierter Gruppen. In diesem Sinne ist das (lokale) Gemeinwesen Möglichkeitsraum für Kollektive Organisation, Möglichkeitsraum für die Macht der Beziehungen (Community Organizing).

Entsprechend muss dieses von GWA adressierte Gemeinwesen auch nicht zwingend ein Territorium, wie z.B. ein Quartier sein. Statt lokaler Gemeinwesen (communities of place) können auch oder ergänzend communities of identity oder communities of interest adressiert werden: *„Gemeinwesen bezeichnet einen sozialen Zusammenhang von Menschen, der über einen territorialen Bezug (z.B. Stadtteil, Quartier, Nachbarschaft), oder über Interessen und funktionale Zusammenhänge (z.B. Wohnen, Bildung, Gesundheit) oder kategoriale Zugehörigkeit (z.B. Geschlecht, Ethnie, Alter) vermittelt ist bzw. darüber definiert wird.“ (vgl. Boer/Utermann 1970)*

Exkurs: Was leistet GWA im marginalisierten Gemeinwesen?

In von Armut geprägten Milieus haben Menschen häufig keinen Anlass, sich für die üblichen Beteiligungsangebote zur Quartiergestaltung zu engagieren: Im Vordergrund stehen häufig unmittelbarere und existenziellere Fragen. Für die Ermöglichung von bürgergetragenen Aktivitäten in benachteiligten Milieus ist es daher von zentraler Bedeutung, dass Beteiligung für die Engagierten einen spürbaren Gebrauchswert hat. Und das ist die zentrale Leistung von GWA: Die tatsächlich brennenden Themen vor Ort herauszufinden und bearbeitbar zu machen. Diese reichen vom Ärger über die überhöhten Nebenkostenabrechnungen des Vermieters, dem gemeinsamen Leiden unter Kriminalität oder Vermüllung, den Erfahrungen der Schikanierung durch Behörden bis hin zum

Interesse an günstigen Kleingartenparzellen, dem Wunsch nach Geselligkeit oder einer Verbesserung der Versorgung mit Kinderarztpraxen oder Kitaplätzen. GWA versteht unter Aktivierung, genau die Themen der Menschen zu erfahren, die Handlungsbereitschaft erzeugen. GWA sucht sozusagen als Dauertätigkeit Zugang zu den Energiequellen des Quartiers: Menschen und ihre brennenden Themen.

Früher war da in der GWA viel von widerständiger Einmischung die Rede, heute hat GWA ihre eigenen Abhängigkeitsverhältnisse meine ich etwas besser reflektiert, ein Ausfluss davon ist die Figur des intermediären Handelns in der GWA: „In diesem Spannungsfeld zwischen Auftraggebern, denen ökonomische Effizienz wichtig ist und Menschen, die existenzielle Bedürfnisse haben, ist es für GemeinwesenarbeiterInnen nicht immer leicht zu intervenieren. Einerseits geht es um das öffentlich Machen von strukturellen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, andererseits ist der eigene Auftraggeber Teil dieses Verwaltungssystems“ (Sektion GWA 2010, zit. n. Stövesand 2019).

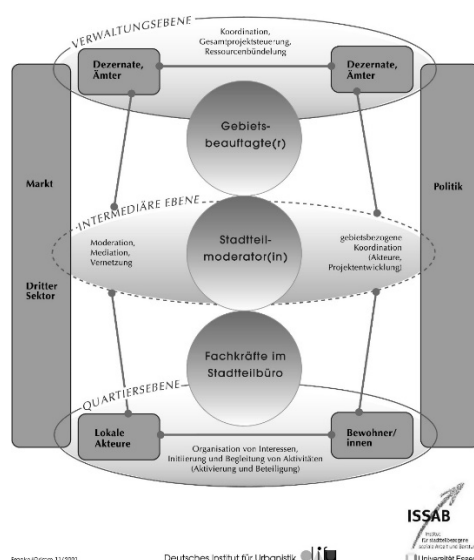
Intermediär zu agieren im Sinne lokaler Beteiligung und lokaler Demokratie heißt nun nicht, man wäre neutral und positionslos. Selbst wenn Intermediäre unparteiisch sein wollen oder sollen, so wissen wir aus dem Sport: Ein_e Unparteiische_r, eine Schiedsrichter*in, guckt bei einem Foul nicht weg, sondern setzt die Regeln des Spiels durch. In diesem Sinne kann intermediäre GWA verstanden werden als modernisierungspolitischer Hütehund für faire Teilhabe aller Gruppen bei der Bestimmung dessen, was im Quartier Priorität haben soll und was nicht.

II. Integrierte Stadt(teil)entwicklung:

Eindeutiger noch als GWA bezieht sich integrierte Stadtteilentwicklung auf Territorien, nämlich auf benachteiligte Quartiere, bekannt ist vor allem das Programm „Soziale Stadt“ und die Fortentwicklung "Sozialer Zusammenhalt – Zusammenleben im Quartier gemeinsam gestalten". Darauf und auf sein anspruchsvolles Steuerungsmodell Quartiermanagement (QM) will ich mich hier beziehen.

Quartiermanagement

Aufgabenbereiche und Organisation



Dieses 3-Ebenen-Modell des Quartiermanagements will ich gar nicht weiter vertiefen. Mir geht es hier darum herzuleiten, warum es mindestens so komplex ist, wie es aussieht. Oder anders: Auf welche Fragen ist dieses Modell die Antwort?

Die Notwendigkeit die Entwicklung benachteiligter Stadtteile mithilfe sogenannter integrierter Strategien zu betreiben, liegt auf der Hand: Kommunen, Wohnungswirtschaft und auch Soziale Dienste

machten und machen die Erfahrung, dass den Problemen in marginalisierten städtischen Teilgebieten mit eindimensionalen Lösungsstrategien nicht beizukommen ist. Weil die Problemlagen in diesen Stadtteilen eine komplexe Vielfalt verschiedener Handlungsfelder gleichzeitig betreffen: die Struktur des lokalen Einzelhandels, Qualität der Schulen, Ausbildungsmöglichkeiten für Jugendliche, Zusammenleben der Kulturen, Bausubstanz der Wohnungen und Qualität öffentlicher Plätze, die Anbindung an den Nahverkehr, müssen gleichzeitig bearbeitet werden um abkippende Quartiere zu stabilisieren! Integrierte Stadtteilentwicklung bedeutet, dass verschiedene Akteure und Professionen bei der Gestaltung eines benachteiligten Stadtteils „integriert“ im Sinne von „gebündelt“ zusammenwirken: das reicht von Bürgergruppen, über die kommunale Verwaltung bis hin zu den lokalen Einzelhändlern und der Wohnungswirtschaft.

Das revolutionäre Moment des Programms Soziale Stadt besteht weniger in der Konzentrierung von Fördermitteln auf bestimmte besonders bedürftige Stadtteile. Wiewohl diese materiellen Verbesserungen elementar sind um Abwärtstrends in marginalisierten Stadtvierteln zu stoppen. Das besondere Potenzial integrierter Stadtentwicklung in Form von Quartiermanagement besteht meiner Meinung nach in einer prozeduralen Veränderung des Verwaltungs- und Politikhandelns. Quartiermanagement kann ein Pionier sein bei der Abmilderung ressortspezifischen Autismus durch ressortübergreifende Bündelungsstrategien.

Raumbezug integrierter Stadtteilentwicklung: Quartier als (notwendige) Schnittstelle integrierten Handelns

Die hochanspruchsvolle Aufgabe von Quartiermanagements wird deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, was alles über das Instrument der „Integrierten Quartiersentwicklung“ integriert werden soll. Hier eine Auflistung (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

- Themenintegration
Bezogen auf die Entwicklung auf ein städtisches Areal werden die für die lokalen Lebensbedingungen maßgeblichen Handlungsfelder Bildung, Wirtschaft, Beschäftigung, Soziales, Wohnen und Wohnumfeld, Kultur, Sport, Verkehr, Familie, Gesundheit und Ökologie gleichermaßen berücksichtigt.
- Ressortintegration
Dieser Themenheterogenität und –komplexität wird mit einer professions- und ressortübergreifenden Koordination kommunaler Politik und Verwaltung begegnet, die Stadtteilentwicklung als Querschnittsaufgabe begreift.
- Akteursintegration
Zur Absicherung von Nachhaltigkeit der Quartiersentwicklung und mit dem Ziel möglichst passgenaue Maßnahmen zu entwickeln, werden die unterschiedlichen Bewohnergruppen wie auch die institutionellen Akteure der Quartiere, von Beginn an aktiv an den lokalen Entwicklungsprozessen beteiligt. Insbesondere mit Blick auf die prekäre finanzielle Situation der öffentlichen Haushalte ist Quartierentwicklung nur in Kooperation mit der Wirtschaft möglich.
- Integration von Lebenswelt und System
Zur möglichst produktiven Bündelung von Ressourcen des Wohnquartiers mit denen der kommunalen Verwaltung ist es erforderlich, diese beiden Sphären mit ihren z.T. völlig unterschiedlichen Rationalitäten, Handlungsgeschwindigkeiten und Sachzwängen miteinander in Verbindung zu bringen.
- Raumintegration (in die Gesamtstadt)
Bei der Entwicklung sogenannter benachteiligter Stadtteile wird das Ziel verfolgt, die zunehmende Abkoppelung dieser Quartiere zu stoppen und wieder stärker an die gesamtstädtische Entwicklung heranzuführen und in regionale Planungsprozesse einzubinden.

Diese bemerkenswerte, revolutionäre Veränderung von Politikstrategien kann die integrierte Stadtteilentwicklung allerdings nur entfalten, wenn die kommunale Verwaltung und Politik dabei

verantwortlich mit im Quartiermanagement als Akteure vertreten sind, wenn die Soziale Stadt in einer Kommune nicht zu einem Sonderprojekt gemacht wird (was allerdings häufig der Fall ist). QM wird dann entweder einem einzigen Amt übertragen oder es wird an Externe ausgelagert. Die Gefahr besteht dann, dass die Kommune sich damit der Aufforderung nach Ressortintegration entledigt. Bei einem vollständigen Outsourcing des QM, bei der sich die Politik und Verwaltung der neuen Logik des ressortübergreifenden integrierten Handelns gänzlich entziehen, ist entsprechend auch weniger nachhaltige Veränderung in der Problembearbeitung zu erwarten. Progressivere Kommunen gehen allerdings systematischer vor und etablieren (vorsichtig) so etwas wie eine „Raumorientierung der Verwaltung“.

Sozialadministrativ ist der Quartierbezug wie ich finde ein Riesenschritt nach vorne; Integriertes Handeln und nachhaltige fachliche Vernetzung wird über gleiche oder ähnliche Raumbezüge zumindest viel wahrscheinlicher. Denn nun beziehen sich beteiligte Ressorts und Akteure auf gleiche oder ähnliche Raumbezüge. D.h. dass QM's, Kirche, Schule, Kitas, Polizei, Jugendhilfe, Eingliederungshilfe, Lokalpolitik, Vereine, Sozio-kulturelle Zentren, etc. sich über zumindest ähnliche Territorialbezüge eine notwendige (sicher nicht eine hinreichende) Voraussetzung für integriertes Handeln schaffen.

III. Sozialraumorientierung

Als dritten konzeptionellen Zugang zum professionellen Handeln im lokalen Nahraum komme ich jetzt, zur Sozialraumorientierung (SRO), genauer zu einer spezifischen konzeptionellen Verdichtung in Form des sogenannten „Fachkonzepts Sozialraumorientierung“. Auf das ich will ich mich im Folgenden beziehen.

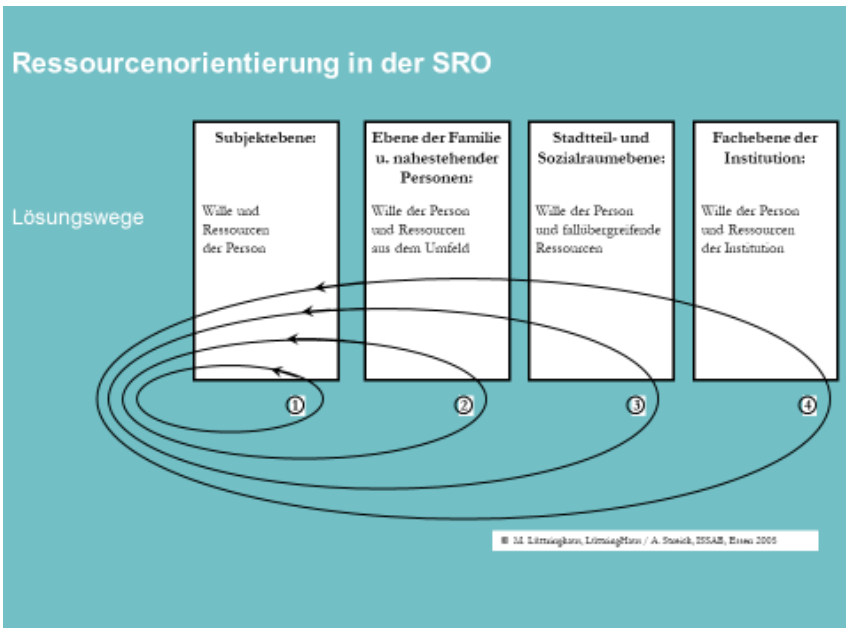
Die Prinzipien des Fachkonzepts SRO lauten:

1. Ausgangspunkt ist der Wille der Adressat*innen
2. Aktivierende Arbeit vor betreuender Tätigkeit
3. Einbeziehung sozialräumlicher Ressourcen
4. Zielgruppen- und ressortübergreifendes Handeln
5. Vernetzung sozialer Dienste als Basis für Einzelfallhilfen (Hinte/Treeß 2014)

Auffallend ist im Hinblick auf den Raum: Im Fachkonzept Sozialraumorientierung hat nicht der Raumbezug Priorität, sondern, das wird im ersten Prinzip deutlich, der Subjektbezug. Im Widerspruch zur Raumsemantik gibt in der SRO das Individuum mit seinen Interessen und seinen Ressourcen den Ton an. Und zwar deshalb, weil professionelle Hilfeprozesse früher oder später immer schief laufen, wenn diese Hilfeprozesse das Eigeninteresse, oder präziser den Willen der Adressat*innen verfehlen, denn das ist die maßgebliche Energieressource für den Hilfeprozess. Professionelle Unterstützungsprozesse können nur gelingen, wenn Sie sich wie ein Maßanzug oder wie ein Seidenkleid an den Eigensinn und die Eigeninteressen der Adressat*innen anschmiegen.

Raumbezug des Fachkonzepts SRO: Sozialraum als Ressourcenraum

Neben dem starken Fokus auf den „Willen“ der Adressat_innen, steht das Fachkonzept für eine verstärkte Kontextualisierung des Falles. Auch personelle, materielle, soziale, bauliche und infrastrukturelle Ressourcen im Sozialraum sollen für Problemlösungen aktiviert werden. Damit wird der Pool vergrößert, in dem professionelle Sozialarbeiter nach Ressourcen zur Stabilisierung der Adressat_innen fischen: Mit der Formulierung „Fall im Feld“ wird im Fachkonzept SRO diese Erweiterung der Ressourcenperspektive hin zu sozialräumlichen Ressourcen prägnant zum Ausdruck gebracht. Die wesentliche Neuerung liegt hier in der durch das Fachkonzept SRO besonders markierten dritten Ressourcensäule „Stadtteil- und Sozialraumbene“



Eine Konsequenz dieser stärkeren Kontextualisierung der Fallarbeit ist, dass neben der fallspezifischen Arbeit nun ein Teil der professionellen Arbeitszeit zur fallunspezifischen Akquise von Ressourcen zur Alltagsbewältigung im sozialräumlichen Umfeld der Adressat*innen genutzt wird. Konzeptionell weist die SRO dabei zunächst, anders als die GWA und die integrierte Stadtteilentwicklung, einen nur schwach ausgeprägten Territorialbezug auf. Zur Erinnerung: Ansatzpunkt war ja zuvor in der Regel ein segregierter, benachteiligter Stadtteil, der im Vergleich zur Gesamtstadt erhöhte sozialstrukturelle Belastungsindikatoren aufweist. Bei der SRO hingegen ist die Klassifizierung eines Quartiers und seiner Bewohner*innen als „Benachteiligte“ nicht von Belang: Wenn sich z.B. die kommunale Jugendhilfe oder die Eingliederungshilfe entscheidet sozialraumorientiert zu arbeiten, dann tut sie das in allen Teilgebieten der betreffenden Kommune, und nicht nur in den als „belastet“ qualifizierten Stadtteilen. SRO steht für einen Raumbezug, der wesentlich gekennzeichnet ist durch die Auffassung, dass Sozialräume immer auch Ressourcenräume sind, und daher für die Gestaltung von Hilfearrangements eine große Rolle spielen.

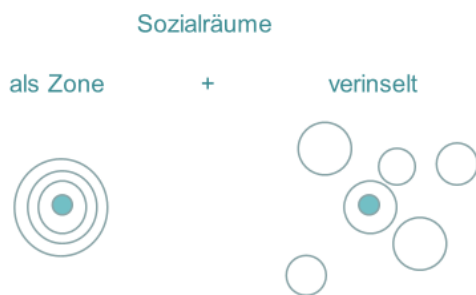
IV. Schlussfolgerungen: Banalisierungen des Raumbezugs vermeiden

Viele Disziplinen wenden sich zunehmend dem lokalen Nahraum und Quartier zu. Damit können ambitionierte Zielsetzungen eingelöst werden, die ich oben versucht habe zu entfalten. Dazu bedarf es aber einer Imprägnierung gegen übertriebene Stadtteilfixierungen, die ich hier in drei Punkten vornehme:

1. Quartierbezug relativieren: Differenz von Zone und Insel

Problematisch ist, dass Sozialraumorientierung gelegentlich als banaler und auch übertriebener Bezug auf geographisch abgegrenzte Territorien interpretiert wird. Das macht unflexibel. Es geht aber zentral um flexibel und entlang des Adressat*innenwillens gestaltete Hilfen als Maßanzug und um Nutzung aller dabei unterstützenden Ressourcen (s. die fünf Prinzipien).

Ein rein zonaler Raumbezug (z.B. Quartier) ist hier unterkomplex: seit den 1980 Jahren wissen wir, dass der Raumbezug von Kindern und Jugendlichen nicht mehr wie früher als Zone gedacht werden kann, die sich jedes Jahr ein wenig erweitert. Sondern das viel zutreffender die Vorstellung eines verinselten Sozialraums ist (Beispiele verinselter Sozialräume: Zuhause, Skateanlage im Nachbarstadtteil, nach Umzug/Migration: Heimatsozialraum, virtuelle sozialräume, wie z.B. facebook, ...).



D.h., wenn wir mit einzelnen Personen oder Familien arbeiten, sind wir gut beraten, beim Nachforschen ihrer sozialräumlichen Ressourcen den Blick nicht auf den zonalen Sozialraum „Quartier“ zu verengen, sondern von darüber hinaus weisenden sozialräumlichen Inseln auszugehen. Michael Noack bietet dafür den Begriff „Lebenswelträume“ an (Noack 2012).

Wenn wir aber fallunspezifisch arbeiten, d.h. fallunspezifisch sozialräumliche Ressourcen erkunden, und zwar systematisch und bezahlt (!), dann geht das wiederum nur zonal: Fachkräfte können die lokale Ressourcenlage nur für einen bestimmten lokalen Raum kennen und darüber immer up to date sein, das geht nicht überlokal bzw. für alle möglichen Lebenswelträume. Zudem geht es bei fallunspezifischer Arbeit nicht nur darum „Sozialräume zu kennen“, sondern auch darum „Sozialräume zu gestalten“. Wir müssen hier also komplex bleiben und Sozialraum sowohl als Zone als auch als Insel fassen.

2. Gebiete tendenziell großzügig schneiden

im Rahmen der Stadtteilentwicklung bearbeitete Räume sollten eher große Territorien umfassen, nicht zu klein und zu homogenen gewählt werden. Zu klein gewählte Gebiete führen zu zwei Nachteilen:

- Zum einen lassen sie sich viel einfacher als sozialer Brennpunkt aus dem gesamtstädtischen Kontext herauslösen. Daher besser die Programmgebiete (der Sozialen Stadt) über das als problematisch definierte Gebiet hinaus ausdehnen und nicht ausschließlich einen ‚Arme-Leute-Ansatz‘ verfolgen. Statt solche Gebiete zu ‚sozialpolitischen Sonderproblemen‘ zu machen plädiere ich für einen räumlich großzügigeren Zuschnitt der Programmgebiete, der die angrenzenden Quartiere integriert. Innerhalb dieser größeren Gebiete kann man natürlich dann kleinräumigere Schwerpunkte setzen.
- Zum anderen erfasst man mit einer zu kleinräumig geschnittenen Problemorientierung weniger Integrationskräfte und Lösungspotenziale. Daher schlag ich vor, dass die Gebiete eine kritische Mindestgröße haben sollten, die die Gebietsverflechtungen von z.B. Schulen oder Versorgungseinrichtungen stärker berücksichtigt. Wenn man z.B. im Quartier Verbesserungen für den Übergang Kita-Grundschule erarbeitet, ist der Impact höher, wenn daran mehr als nur eine Kita und nur eine Grundschule mitwirken.

3. Quartierbezug ausweiten in Richtung überlokale Strukturen und vertikale Vernetzung

Wir müssen uns vorm Hineintappen in die sogenannte Aktivierungsfalle bewahren: Bewohner*innen sind nicht für die Strukturdefizite eines Quartiers verantwortlich! Die Verantwortung für Lösungen der lokal besonders sichtbar werdenden Probleme darf nicht den jeweiligen Stadtteilen und ihren Bewohner*innen zugewiesen werden. Quartierentwicklung kann und soll im Lokalen anfangen, aber

dann (je nach Thema) die überlokale Ebene (Bezirk, Stadt, Land, Bund) einbeziehen. Wir können und sollen im Lokalen beginnen, aber nicht im Lokalen steckenbleiben. Die Stabilisierung benachteiligter Quartiere ist eine gesamtstädtische Aufgabe!

Literatur:

Boer, J./Utermann, K. (1970): Gemeinwesenarbeit – Community Organization – Opbouwerk. Stuttgart

Bitzan, M. (2016): Gemeinwesenarbeit. In: Klaus Grunwald und Hans Thiersch, Hrsg. Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit: Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel:

Franke, T./Grimm, G. (2002): Quartiermanagement: Systematisierung und Begriffsbestimmung. In: Bertelsmann Stiftung/Hans-Böckler-Stiftung/KGSt (Netzwerkknoten Quartiermanagement) (Hrsg.): Quartiermanagement – Ein strategischer Stadt(teil)entwicklungsansatz. Organisationsmodell und Praxisbeispiele. Hannover, S. 5-12

Hinte, W./ Treeß, H. (2014): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Weinheim

Müller, C. W. (1996): Gemeinwesenarbeit. In: Kreft/Mielenz (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim, Basel, S. 232-233

Noack, M (2012): Der Raum als Scharnier zwischen Lebenswelt und Hilfesystem. In: sozialraum.de (4) Ausgabe 1/2012. URL: <https://www.sozialraum.de/der-raum-als-scharnier-zwischen-lebenswelt-und-hilfesystem.php> , Datum des Zugriffs: 04.11.2020

Sandermann, P./ Urban-Stahl, U. (2008): Sozialraumorientierung oder Gemeinwesenorientierung? Begriffliche Entgrenzungen in der Debatte um Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe und ihre Folgen. In: Rundbrief Integrierte Erziehungshilfen 2, S. 10-17

Stövesand, S. (2019): Gemeinwesenarbeit [online]. socialnet *Lexikon*. Bonn: socialnet, 28.01.2019 [Zugriff am: 04.11.2020]. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/lexikon/Gemeinwesenarbeit>

Stövesand, S. /Stoik, C. (2013): Gemeinwesenarbeit als Konzept Sozialer Arbeit – Eine Einleitung. In: Sabine Stövesand, Christoph Stoik und Ueli Troxler, Hrsg. Handbuch Gemeinwesenarbeit. Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Deutschland – Schweiz – Österreich. Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit Band 4. Opladen, Berlin und Toronto

Kontakt:

Prof. Dr. Oliver Fehren

Alice Salomon Hochschule Berlin

fehrehn@ash-berlin.eu